

Wer in einem Kaff bei Münster aufwächst, der fantasiert womöglich von der großen, weiten Welt. Für die heute gefeierte Jazzsaxophonistin Ingrid Laubrock wurde ein Traum Wirklichkeit: Sie machte sich von der Provinz nach Berlin auf, lebte dann lange in London und weilt nun in Brooklyn – wo die Trägerin des 2009 vergebenen SWR-Jazzpreises die Improvisatorenszene belebt.

Text und Fotos: Ssirius W. Pakzad

Ein Gefühl für die FORM

Ingrid Laubrock

Als die gerade erst volljährige Ingrid Laubrock damals in Londoner U-Bahn-Stationen ihren Saxofonkoffer aufklappte, ihn vor sich hinstellte und vielleicht noch etwas unbedarft und mit der Hoffnung auf etwas Kleingeld für Passanten aufspielte, hätte sie sicher nicht zu träumen gewagt, dass man sie später in der Heimat Deutschland mit offenen Armen und in Ehren empfangen würde, dass man ihr im Beisein der Presse hochdotierte Preise zuerkennt. Als Teenager wollte sie einfach nur raus aus dem Nest, in dem sie groß geworden ist. Als sie schließlich in Englands Hauptstadt landete, versuchte sie sich mit dem Altsaxofon, das sie gerade erst zu spielen begonnen hatte, über Wasser zu halten. „Irgendwie hat das funktioniert. Die Leute haben mir Münzen in meinen Saxofonkoffer geworfen. Davon konnte ich leben. Um das mal zu betonen: Die Menschen sind nicht gezwungen, dir Geld zu geben. Sie müssen auch nicht zuhören und stehenbleiben, wenn man Straßenmusik macht. Man kriegt gewissermaßen ein direktes Feedback, wenn die Leute verweilen und einem zulächeln. Das war eine gute Erfahrung.“ Ingrid Laubrock schaut fast etwas verklärt, als sie das erzählt. „Ich war sehr schüchtern, als ich noch in Deutschland lebte – nicht als Person, sondern beim Musikmachen. Ich hätte mich nie getraut, mit meinen Freunden, die sich am Jazz versuchten, zu spielen. Aber nun lebte ich in einem anderen Land, wo mich niemand kannte, und plötzlich war mir alles total egal.“ Ihr Kichern mündet in einem kleinen Hustenanfall – die trockene Luft im Flieger hat ihr zugesetzt. „Genau genommen habe ich in den U-Bahn-Stationen für mich geübt. Ich nahm mir immer acht verschiedene Stücke mit und versuchte die zu spielen.“ Sie lacht. „Ich lernte dann einen Folk-Gitarristen kennen. Mit dem bin ich ein wenig gemeinsam aufgetreten und fing zu improvisieren an. Außerdem musizierte ich mit meinem Freund, mit dem ich von Berlin aus nach London gegangen war. Er spielte Jazzgitarre und brachte mir Harmonielehre und Theorie bei.“

Als sie noch in ihrem Dorf – sechzig Kilometer von Münster entfernt – lebte, spielte sie über mehrere Jahre Klavier und wirkte in Chören mit, auch als Solistin. Vielleicht kommt daher das Gesangliche, das man heute manchmal in ihrem charakterstarken Saxofonspiel wahrzunehmen glaubt. Allerdings spielte Musik in ihrer Kindheit trotz aller Aktivitäten zunächst nur eine untergeordnete Rolle. „Ich hatte andere Interessen, die eher mit Pferden zu tun hatten als mit dem Musizieren. Ich finde es auch wichtig, dass man in der Jugend noch etwas anderes macht als üben.“

Dass sie das Instrument, mit dem sie heute Preise gewinnt, so spät aufgenommen hat, sieht die 39-Jährige übrigens nicht direkt als Nachteil. „Ich habe versucht, die Versäumnisse aufzuholen, übte wahnsinnig viel und habe mich richtig reingekniet.“ Wichtig war auch, dass sie sich ohne Zwang ein Mordspensum aufhalste. „Wenn man so wie ich spät mit dem ernsthaften Musizieren anfängt, dann macht man das schließlich aus freien Stücken. Man weiß, was man tut und wird nicht zum Üben genötigt.“

Gut war in Ingrids Fall, dass ihr am Anfang aller Ambitionen eine Koryphäe mächtig auf die Sprünge half. Sie nahm Un-

terrichtet beim Saxofonisten Jean Toussaint, der als Botschafter einige Zeit bei Art Blakeys Jazz Messengers diplomatische Musikdienste leistete. „Das ist ein sehr interessanter Musiker. Er ist sehr motiviert und übt, trotz der jahrelangen Erfahrung, immer noch wahnsinnig viel.“ Toussaint präparierte sie für das was kommen sollte. Ingrid Laubrocks Profikarriere begann, als sie sich dem Improvisatoren-Kollektiv „F-IRE“ anschloss und dann kurz darauf in London auf die brasilianische, aus Sao Paulo stammende Sängerin Monica Vasconcelos traf. Mit ihr gründete sie die Gruppe Nois4 und orientierte sich gleichzeitig instrumental ein wenig um. „In der brasilianischen Musik kommt viel Flöte vor und ich dachte: Da ist das Sopransaxofon möglicherweise eine gute Alternative. Mit der Stimme Monicas passte das gut zusammen. In der Zeit beschäftigte ich mich viel mit der Musik John Coltranes und Wayne Shorters und da lag es einfach nahe, dass ich eine Weile lang so spielen wollte wie die beiden. Warum es so viele schlechte Sopranspieler gibt? Ich glaube, es liegt daran, dass es viele Leute nur als Zweitinstrument spielen und sich deshalb nicht intensiv genug damit beschäftigen. Bei jedem Saxofon, das ich gespielt habe, kümmerte ich mich sehr um die korrekte Intonation. Mein Alt und mein Tenor sind beide sehr alte Instrumente. Da muss man genau herausfinden, wo jeder Ton liegt und wo man seinen Ansatz genau feinjustieren muss.“ Ingrid Laubrock hat sich für eine Aufnahme sogar mal ein Bariton gepumpt, es dann auch kurz eingesetzt, besteht jedoch darauf, dass sie das Horn nicht beherrscht. Heute versucht sie sich in ihren Projekten meist auf eines ihrer Saxofone zu beschränken. „Alt spiele ich ohnehin kaum noch. Eine Zeit lang wollte ich immer alles einsetzen und habe auch immer mein ganzes Instrumentarium mitgeschleppt – mir ist dann irgendwann aufgefallen, dass drei Instrumente zu viel für mich sind an einem Abend. Jedes Saxofon hat einen ganz eigenen Charakter. Der Ansatz fühlt sich anders an und auch das, was sich im Kopf und im Hals abspielt. Ich konnte mich dann wirklich nie in eines der Instrumente ganz hineinfinden. Deshalb ist das Alt ein wenig auf der Strecke geblieben. Ich finde, ich spiele Tenor und Sopran recht unterschiedlich, und ich weiß nicht, ob sich die beiden gegenseitig mit Informationen versorgen. Ich habe das Gefühl, als kommt mit jedem Horn jeweils eine andere Seite von mir zum Vorschein.“

Wenn sie durch Europa tourt, beschränkt sich Ingrid Laubrock auch aufgrund der immer schwieriger werdenden Transportsituationen auf einen ihrer Klangerzeuger. „Ich versuche auf dem Tenor mit einem großen Tonumfang zu spielen, also etwa ganz hoch und sehr tief, so, dass man die verschiedenen Klangräume auf dem Saxofon abdeckt und es größer klingt als es eigentlich ist.“ Um das Spektrum der Töne zu erweitern, nimmt sie gelegentlich auch das Mundstück ab. „Das klingt dann wie eine Trompete oder eine Kaval.“

Ihre Spielkunst und Fantasie setzt(e) sie in recht stark voneinander abweichenden Projekten ein. Da gibt es Formationen wie das Nonett „Nein“, für das Kompositionen die Grundlage bilden. In ihrem Schlafräuber-Trio „Sleepthief“



mit dem englischen Pianisten Liam Noble und ihrem Lebenspartner, dem amerikanischen Top-Schlagzeuger Tom Rainey, kommt sie gänzlich ohne Notation aus. Dennoch ist ihr das Entwickeln von Strukturen auch in einem solch freien musikalischen Umfeld nicht egal. „Mir persönlich ist es wichtig, dass immer ein Gefühl von Form vorhanden ist. Ich suche mir die Musiker, mit denen ich improvisiere, auch ein wenig nach ihrem Sinn für Formbewusstsein aus. Dabei ist mir egal, ob Strukturen unbewusst und gezielt eingebracht werden.“ Profitieren ihre zu Papier gebrachten und ad hoc musizierten Stücke voneinander? „Seit ich frei improvisiere, hat sich das total auf die Musik ausgewirkt, die ich komponiere. Man bekommt nämlich ein ausgeprägtes Gefühl für das große Ganze, wenn man ohne Notengrundlage improvisiert. Es geht dann nicht nur um das Solo, mit dem man irgendwann drankommt, sondern darum, den gesamten Bogen des Stücks mitzugestalten. Es geht auch um die Möglichkeit des Begleitens und darum, eine ganz andere Ebene in die Musik mit hineinzubringen. Man reagiert, generiert, steht dauernd auf den Zehenspitzen und versucht immer irgendwie am Ball zu bleiben. Das war auch immer schon bei meiner komponierten Musik wichtig: Dass ich mit meiner Konzentration, mit meinem Herzen und meinem Kopf dabei bleibe, während ein anderer sein Solo spielt.“ Mit ihrer Musikauffassung, ihrer Intuition und der Ausführung der von ihr entweder spontan entwickelten oder niedergeschriebenen Musik, hat sich Ingrid Laubrock schon vor Jahren preisverdächtig gemacht. Für ihr Wirken im Kollektiv F-IRE erhielt sie 2004 den „BBC Jazz Award For Innovation“. Neben weiteren Auszeichnungen kann sie sich

auch mit dem Gewinn des SWR-Jazzpreises schmücken, der ihr letztes Jahr zugestanden wurde. Hier sollte man den Musikjournalisten und Autor Harry Lachner zitieren, der sich als Mitglied der Jury für die westfälische Weltbürgerin stark machte: „Wann konnte man in den letzten Jahren einer so blendend neuen Stimme begegnen; einer so präzise kultivierten Tonkultur, die so ganz anders ist, die bei aller Vielfalt so unbeirrbar persönlich klingt. Aber der Klang allein wiederum wäre nichts ohne jenes konzentrierte, rational-kühle Formgefühl, das Ingrid Laubrock gerade in den frei improvisierten Passagen ihrer Musik unter Beweis stellt. Sie verknüpft virtuos und mit einer geradezu atemberaubenden Selbstverständlichkeit Bezüge auf die Jazztradition mit Kompositionsmodellen der zeitgenössischen komponierten Musik. Dabei ist es gerade jene scheinbare Leichtigkeit, mit der sie sich über Grenzen hinwegsetzt, eine Leichtigkeit, die erst aus einem hartnäckigen, arbeitsvollen Ernst heraus gestaltet ist“, heißt es da in der Eloge Lachners.

Neben warmen Worten gab es auch noch Kohle für Ingrid Laubrock. Und nicht zu knapp: 15.000 Euro machte der SWR locker. Das Geld konnte sie gut gebrauchen, denn nach gut zwei Jahrzehnten in London beschloss die Saxophonistin ihrem amerikanischen Boyfriend Tom Rainey auch örtlich näher zu sein und zog nach Brooklyn. „Ich habe mal gehört, in New York gäbe es allein 30.000 Tenorsaxophonisten“, sagt sie und schlägt die Hände vor die Augen, den Kopf schüttelnd. „Auf einer Party hat mich mal einer für verrückt erklärt, dass ich hierher gezogen bin. Aber genau das ist ja der Anreiz. New York ist wie ein großer Proberaum. Jeder spielt die ganze Zeit, jeder versucht dauernd, bei Sessions mitzumachen, jeder versucht von anderen zu lernen. Die Motivation, die Energie ist toll und der allgemeine Standard auch. Ich habe durch Tom eine Menge Leute kennengelernt, die ich sonst nicht so einfach hätte ansprechen können. So konnte ich problemlos mit Musikern spielen, die sich vermutlich nicht einfach so dazu bereiterklären würden, wenn ich sie einfach nach einem Konzert anspräche.“ Seit sie kürzlich rübergemacht hat über den großen Teich, ist sie schon eine feste Kollaboration mit dem Schlagzeuger Tys-hawn Sorey und der kanadischen Pianistin Kris Davis eingegangen und hat eine neue Gruppe ins Leben gerufen. „Anti-House“ wird sie wahrscheinlich heißen. Ein Album ist bereits aufgenommen und wird im Spätherbst beim Schweizer Label Intakt veröffentlicht (wie schon das Album von „Sleepthief“). Mit dabei sind die derzeit allgegenwärtige Gitarristin Mary Halvorson, der Bassist John Hebert und ihr Tom. Als Gast wirkt Kris Davis mit. Der Name dieses Vierers ist wie so viele Gruppennamen bei Laubrock erklärungsbedürftig. Wenn man in den USA ein Publikum voll auf seine Seite zieht, spricht man davon, dass man das Haus gewinnt. „Tom sagt immer, meine Musik sei „Anti-House“. In meinen Konzerten hören die Leute schon konzentriert zu, aber die Reaktion ist eher introvertiert. Es gibt keine Party. Da wird nicht geschrien und gejoht.“ ■

www.ingridlaubrock.com

www.myspace.com/ingridaubrock